

Waschtag

Autor(en): **Fischer, Martin Eduard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Oltner Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **75 (2017)**

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-659263>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Waschtag

Martin Eduard Fischer

Waschtage, fix zugeteilte für die Wochenwäsche, kennen heute noch Leute, die in nicht mehr ganz «zeitgemäss ausgerüsteten» Wohnungen leben, bei denen eine vollautomatische Waschmaschine mit Programmen für alle nur erdenklichen Wäschearten und natürlich auch ein Tumbler noch nicht zur Standardausrüstung gehören. Sonst aber sind «Waschtag» und «Waschküche» Begriffe geworden, die in wenigen Jahren aus dem Wortschatz und dem Vorstellungsvermögen unserer Kinder und Grosskinder verschwunden sein dürften. Uns älteren Semestern freilich sind diese Begriffe noch durchaus geläufig. Darum mag es richtig sein, sich wieder einmal daran zu erinnern, was man noch vor wenigen Jahrzehnten unter einem «Waschtag» verstand.

Für mich taucht, wenn von «Waschtag» die Rede ist, aus meiner Erinnerung das Bild meiner Mutter auf, wie sie in ihrer dünnen von oben bis unten zuknöpfbaren Ärmelschürze mit zurückgekrempelten Ärmeln, die obersten drei Knöpfe über dem Brustansatz geöffnet, in halb offenen Holzpantinen mit vor Hitze krebserotem Hals und Gesicht aus der dampfgeschwängerten Waschküche Körbe voll Wäsche in den Garten hinaus trägt und die frisch gewaschenen Wäschestücke mit hölzernen Klemmen an das Wäscheseil zum Trocknen hängt, das Vater und ich schon rund ums Haus und durch den ganzen Vorgarten von einem Pfosten zum nächsten gespannt haben. Um das Seil vor dem Durchhängen zu bewahren bzw. dafür zu sorgen, dass die Wäsche ja nicht mit dem begrieten Weglein oder noch schlimmer mit den Pflanzbeeten in Berührung kommen könnte, wurde es zwischen den in betonierten Sockeln verankerten Pfosten mit bohnenstangenartigen, oben geschlitzten, kinderarmdicken Stecken gestützt.

Für Vater hatte der Waschtag begonnen, längst bevor er sich auf den Weg ins Frohheim begab, wo er seine Schüler in Deutsch und Geschichte unterrichtete. Schon um halb sechs hatte er unter dem «Waschkessi» Feuer gemacht. Denn darin wurde die Weisswäsche gekocht bzw. gebrüht. Das geschah mittels eines aus Weissblech geformten pilzförmigen Gerätes, das auf seinem gelochten Hohl Fuss in das siedend heisse Wasser gestellt wurde und durch dessen rohrförmigen Hals das heisse Wasser in mehr oder weniger regelmässigen Abständen aufstieg und durch die pilzförmige «Kappe» wie in einem Wasserfall über das Waschgut verteilt wurde. Zum «Brühhafen» hatten wir Kinder keinen Zutritt. Das war viel zu gefährlich. Denn wer sich ungeschickterweise an der Wäsche zu schaffen machte, wenn sich gerade

wieder ein «Heisswasser-Geysir» über das Waschgut ergoss, riskierte, wie Mutter drastisch zu erzählen wusste, schwerste Verbrennungen!

Nach dem Brühen packte Mutter die Wäschestücke mit einer langarmigen, hölzernen Greifzange und beförderte sie in die neben dem Brühhafen stehende eigentliche Waschmaschine. Auch diese war mit heissem Wasser gefüllt, mit Seifenlauge, angefüllt mit heissem Wasser, das man mit einem grossen Schöpflöffel, einem «Gohn», aus dem Brühhafen geschöpft hatte und das gelegentlich ergänzt werden musste. Die Waschmaschine muss man sich als hölzernen, von eisernen Reifen zusammengehaltenen Kübel vorstellen zwischen dessen metallenen Füßen am Boden dieses «Zubers» eine geheimnisvolle Maschine angebracht war. An die Wasserleitung angeschlossen, liess diese über ein sinnreich angeordnetes Wechselgetriebe ein vierarmiges Drehkreuz mit langen, weiss gewaschenen hölzernen Armen in rhythmischem Wechsel mal links herum, dann wieder nach rechts drehen und schwenkte so die Wäschestücke in der Lauge hin und her.

Nach jedem Waschgang wurde die dampfend heisse Wäsche, wiederum mit der hölzernen Greifzange, in den Spültrog befördert. Dieser bestand bei uns aus zwei nebeneinander angeordneten, aus Weissblech gefertigten Wannen mit hölzernem Rand, die unter der auf Putz an der Wand entlang geführten Kaltwasserleitung an die Wand montiert waren. Darin wurde die Wäsche jetzt «klar gespült». Das Spülwasser wurde, sobald es zu seifig geworden war, jeweils abgelassen und erneuert. Dazu zog man einfach den Stöpsel heraus, der das Abflussrohr abdichtete. Jetzt lief das Wasser über den zur Mitte hin geneigten Betonboden der Waschküche und verschwand in dem in der Mitte des Raumes befindlichen Ablauf. Unter dessen gelochtem, gusseisernen Deckel sorgte ein glockenförmiger Ansatz dafür, dass keine allzu üblen Gerüche aus dem Ablauf steigen konnten, wenn nicht gewaschen wurde.

War die Wäsche gespült, kam sie in den «Schwinger», eine gelochte Trommel, die in einem kupfernen, fest mit dem Boden verschraubten Schutzkübel mit schwerem, gusseisernem Fuss über eine Druckwasserdüse und ein Turbinenrad in für uns Kinder rasend schnelle Drehung versetzt wurde. Um die Trommel wieder abzubremsen, legte Mutter, wenn das Wasser abgestellt war, einen Zipfel ihrer Schürze über den Rand des Schwingers und brachte die

Trommel von Hand zum Stehen. Wer sich erlaubt hätte, die Trommel mit blossen Fingern zum Halten zu bringen, hätte sich mit Sicherheit die Finger verbrannt! Auch das Wasser aus dem Schwinger verschwand natürlich im «Siffong». Damit man nicht ständig im Wasser stand und wohl auch, damit die Wäscherin auf dem von der Seifenlauge zunehmend «glitschiger» werdenden Boden nicht ausglitt, hatte Vater einen hölzernen Rost gezimmert, der auf den Waschküchenboden gelegt eine einigermaßen trittsichere Unterlage abgab. Wenn nicht gewaschen wurde und der Boden nach dem Waschen gründlich gefegt worden war, stand der Rost dann an der den Trögen gegenüberliegenden Wand zum Trocken.

Stark verschmutzte Wäsche übrigens wurde damals bereits am Vorabend des Waschtages eingeweicht und vor dem Brühen auf dem Waschbrett, einem aus gerilltem Weissblech angefertigten und mit einem hölzernen Rand eingefassten Werkstück, von Hand mit Kernseife vorgewaschen. Alles in allem also war Waschen zu meiner Bubenzeit eine kräfteaubende und äusserst beschwerliche Arbeit, die man begreiflicherweise nicht jede Woche und einfach so nebenbei erledigte. Die Waschküche war für uns Kinder ein Raum, mit dem sich noch heute Erinnerungen an unglaubliche Hitze, Nässe und Geruch von Seifenlauge verbinden.

Erst als ich das Lehrerseminar besuchte, erhielt Mutter eine erste, noch sehr rudimentäre elektrische Hoover-Waschmaschine. Diese musste zwar noch immer mit heissem Wasser gefüllt werden, verfügte aber über eine Laugenpumpe und über eine handkurbelbetriebene Mange, durch welche die Wäschestücke vor dem Spülen gedreht werden mussten und die, zum nicht gelinden Ärger der Mutter, laufend Hemdenknöpfe zerquetschte! Dennoch empfand man sie damals als eine gewaltige Hilfe.

Wie aber, wird man sich fragen, sah denn ein Waschtage aus, als es in den Häusern zu Olten noch keine Wasserleitungen gab?¹ Wo und wie wurde damals gewaschen? Auskunft darüber gibt einmal mehr das Grundbuch von 1825. Unter den damals noch fortlaufend nummerierten 297 in Olten bestehenden Gebäuden finden sich insgesamt 11 Waschwäuser. Ein einziges von ihnen befand sich in der Altstadt. Hier nämlich stand bis 1899 noch das ehemalige Wirtshaus «zur Gilge».² Es wird im Grundbuch von 1825 bezeichnet als Wohn-, Wasch- und Holzhaus und gehörte damals dem Strumpffabrikanten Franz Josef Meyer, der das Haus anno 1804 von der Mutter Katharina Walter ererbt hatte.³ Auf dem rechten Aareufer, «ennet Aaren», gab es damals drei Waschwäuser. Das erste, es trug die Nummer 78, das erste Wohnhaus des Schiffmeisters Johann Meyer, wird im Grundbuch bezeichnet als «Wohn- und Waschhaus».⁴ Das Haus Nr. 87, ein Farb- oder Waschhaus, stammte offenbar aus dem Nachlass des Strumpffabrikanten Martin Meier,⁵ dessen Liegenschaften schliesslich vom Bierbrauer Fritz Senn, Zofingen, aufgekauft worden sind.⁶ Eine Besonderheit

war das Waschhaus Nr. 96. Es gehörte damals der Witwe des Papierfabrikanten Aloys Brosi, Maria Agatha Disteli, einer Tochter des Strumpffabrikanten Franz Disteli,⁷ die das Waschhaus anno 1812 von ihrem Vater ererbt hatte.⁸ Es muss aber schon vor 1866 abgebrochen worden sein. Denn im Lagerbuch von 1866 trägt die Totenkapelle auf dem 1861 eröffneten Burgfriedhof⁹ neu die wieder verwendete Hausnummer 96.¹⁰

Auch das Waschhaus Nr. 146 gehörte einem Fabrikanten, dem Strumpffabrikanten Bonaventur Brunner.¹¹ Laut einem von J.B. Schmid angelegten Verzeichnis befand es sich allerdings schon 1848 im Besitz des Arztes Dr. Viktor Munzinger.¹² Dass zum seinerzeitigen «Schultheissenhaus» an der Kirchgasse auch ein Waschhaus gehörte (Waschhaus und Schweinestall Nr. 173) versteht sich fast von selbst.¹³ Auf dem Hübeli stand dann mit der Nummer 187 das Wasch- und Holzhaus des Fabrikanten Josef Brunner.¹⁴ Das Wasch- und Farbhaus auf der «Lebern» mit der Nummer 206 gehörte damals dem Amtsstatthalter und Ammann Johann Frey.¹⁵ Und zu äusserst im «Hammer», bei der äussersten Walke,¹⁶ teilten sich nicht weniger als 5 Mitinhaber den Besitz des «Waschwäusleins im Hammer», nämlich der Fabrikant Konrad Munzinger, die Gebrüder Büttiker, Gerber, der Gipsmüller Bonaventur Disteli, Stadtschreiber Benedikt Feigel und Viktor Troller, Lehenmüller auf der äusseren Mühle.¹⁷ Das letzte im Grundbuch von 1825 aufgeführte «private» Waschhaus schliesslich stand mit der Nummer 261 auf dem Rupoldinger Hof.¹⁸

Wo aber, wird man sich fragen, wuschen denn die «gewöhnlichen Oltner», die Nicht-Fabrikanten und Nicht-Amtsträger ihre Wäsche? Auch darüber gibt das Grundbuch von 1825 Auskunft: Mit der Nummer 129 stand(en) nämlich in der «Widen», westlich der Dünnerbrücke, etwa auf der Höhe des heutigen Restaurants «Zur alten Mühle», dort wo einst das «Butzenbächlein» aus dem Mühlekanal abzweigte¹⁹ und der Strasse in die Husmatt folgend unterhalb der inneren Walke sein Wasser wieder in die Dünner ergoss, das Gemeinde-Waschhaus,²⁰ gegen Ende des 19. Jahrhunderts sogar 2 Gemeinde-Waschwäuser.²¹ Das ältere von ihnen ist fotografisch dokumentiert.

Hier also trafen sich die «Oltner Waschweiber», tauschten bei ihrer sicher beschwerlichen Arbeit die neuesten Klatschnachrichten aus, wenn sie, wie heute etwa noch in Entwicklungsländern üblich, ihre mitgebrachte Wäsche im laufenden Bachwasser wuschen und dann, wie eine Postkarte aus dem frühen 20. Jahrhundert zeigt, auf der Schützenmatt zum Trocknen aufhängten.

Ein glücklicher Zufall will es, dass wir aus der Zeit des ausgehenden 19. Jahrhunderts gleich zweifach darüber dokumentiert sind, wie damals in gut bürgerlichen Familien ein Waschtage ausgesehen haben mag: Eine fotografische Aufnahme zeigt die Hausfrau der Familie Bonaventur Meyer («Suurchrutters») mit ihren Helferinnen beim Waschen hinter dem Geschäftshaus unter der Laube gegen den Ildefons-Platz.



Das Waschhaus in den Widen um 1895

Das zweite Dokument stammt aus der Trimbacher Mühle.²² Hier hat die Müllerin fein säuberlich über gehaltene Waschtage Buch geführt. Dieses Verzeichnis soll uns zum Schluss noch einmal bewusst machen, welcher unglaublichen zivilisatorischen Fortschritt uns das letzte Jahrhundert auf diesem Gebiet gebracht hat. Es lautet: *Den 5. und 6. Mai 1874 haben wir gewaschen. Den ersten Tag hatten wir zum waschen Lättens Madlung, Sofi von Rohr, Amali von Winznau, des Gorivikelis Gabriel seine Frau. Den zweiten Tag noch Christina (und) Dauselbeti, Ulibeirech und Seps zwei Meitli von Winznau. Dem Madlung haben wir für 3 Tag 7 ½ Fr. Lohn geben, den anderen für 2 Tag 4 ¼ Fr. und den andern für 1 Tag 2 ½ Fr.*

Nicht verschweigen wollen wir aber auch die Tatsache, dass schon die 12 anno 1868 auf Initiative Niklaus Rigenbachs genossenschaftlich erbauten Häuser an der Unteren Hardegg von allem Anfang an über ein eigenes «Quartier-Waschhaus» samt laufendem Brunnen verfügten.²⁴ Das war in zweierlei Hinsicht eine wirkliche Pionierleistung.²⁵ Sie lässt sich übrigens noch heute, wenigstens was die bauliche Substanz betrifft, an Ort und Stelle bewundern. Die Häuser, immer zwei anei-

nandergebaut, kosteten damals 3600 Franken. Ihre Besitzer hatten daran jährlich 200 Franken abzubezahlen.²⁶



Waschtage in der Schützenmatt Ende 19. Jh.

Das Waschhaus (heute Nr. 17) trägt sinnigerweise die Inschrift: «Dem Geist der Brüderlichkeit gewidmet.» Auch zu den ebenfalls auf Initiative von Niklaus Riggenbach erbauten Häusern an der «Apostelgasse» (erbaut anno 1869) gehörte bereits zur Bauzeit ein eigenes Waschhaus!²⁷

Es sind in Olten in den letzten Jahrzehnten eine ganze Reihe von derartigen «Baudenkmalern» sang- und klanglos verbaut worden oder verschwunden, weil kaum jemand deren Bedeutung richtig einzuschätzen wusste oder weil sie baulich schon so stark beeinträchtigt worden und heruntergekommen waren, dass niemand mehr gewillt war, auch nur einen Gedanken an deren Erhaltung zu verschwenden, oder weil – wie so gerne geltend gemacht wird – «höhere [wirtschaftliche] Interessen» deren Abbruch zu verlangen schienen. Auch für ein simples ehemaliges Waschhaus wird sich meines Erachtens dereinst kaum jemand dem Vorwurf aussetzen wollen, man beabsichtige ein kleines «Ballenberg» zu errichten. Dennoch hätte das Waschhaus in der Unteren Hardegg samt den einst putzigen Arbeiterhäuschen schon unter Schutz gestellt werden müssen, längst bevor der Grossteil dieses ehemals höchst modernen Quartiers rücksichtslos wenig qualitätsvollen Nachfolgebauten hatte weichen müssen! Dabei hat Wohnqualität – das wüsste man eigentlich heute wieder – eben sehr viel mit liebevollem Umgang mit derartigen Objekten zu tun!

<i>Vater und Seppi</i>	<i>Hemden</i>	61
	<i>Tischtücher</i>	18 große, 2 kleine
	<i>Handtücher</i>	30
	<i>Serwi(e)t(t)en</i>	6
	<i>Waschtücher</i>	9
<i>Elisabeth</i>	<i>Hemden</i>	20
<i>Anni</i>	<i>Hemden</i>	24
	<i>Anzüg(e)</i>	große 15
	<i>Anzüge</i>	kleine 16
	<i>Obrenkissen</i>	4
	<i>blaue Schürzen</i>	13
<i>Anni</i>	<i>Fürttücher</i>	4
	<i>Unterbet(t)anzüg(e)</i>	5
	<i>Leintücher</i>	15
<i>Anni</i>	<i>weiße Nastücher</i>	8
	<i>Unterhosen</i>	5 Paar Anni
<i>Sep(p)i</i>	<i>Unterhosen</i>	1 Paar (!)
	<i>Theodor</i>	36 weiße Hemden
<i>Urs Näf</i>		2 gefarbt(e Hemden) ²³
		4 Krügli
		7 Hemden
<i>Anni</i>		gefarbte Nastücher ²³ 32
		gefarbte Nastücher ²³ 5
<i>Sep(p)i</i>		13 neue Hemden
		5 geflickte Hemden



Waschtag bei Bonaventur Meyer um 1895
(links am Rand der Brühhafen, die beiden Frauen
am Schwenkbecken)

- ¹ Vergl. M.E.Fischer, Zur Geschichte der städtischen Trinkwasserversorgung, in Olten, Werden und Wachsen einer Kleinstadt, Walter Verlag, Olten 1987, S. 98ff.
- ² Vergl. M.E. Fischer, Die ältesten Wirtshäuser der Stadt, in Olten, Werden und Wachsen einer Kleinstadt, Walter Verlag, Olten 1987, S. 130ff.
- ³ StAO, GA 18.07.01, Grundbuch 1825, Bd. A, Nr. 394
- ⁴ a.gl.O. Nr. 123
- ⁵ a.gl.O. Nr. 127 | ⁶ Adressbuch 1897, S. 18
- ⁷ StAO, PAS, Oltner Familien Bd. 1, S. 174, Nr. 30
- ⁸ StAO, GA 18.07.01, Grundbuch 1825, Bd. A, Nr. 300
- ⁹ Vergl. M.E.Fischer, Die alten Oltner Friedhöfe, in JbFSOG 2013, S. 39ff.
- ¹⁰ StAO, GA 18.07.04, Lagerbuch der Brandversicherungsanstalt 1866, S. 11
- ¹¹ StAO, GA 18.07.01, Grundbuch 1825, Bd. A, Nr. 300
- ¹² StAO, GA 08.13.11, Verzeichnis J.B. Schmid 1848, S. 156
- ¹³ StAO, GA 18.07.01, Grundbuch 1825, Bd. A, Nr. 520
- ¹⁴ StAO, GA 18.07.02, Grundbuch 1825, Bd. B, Nr. 607
- ¹⁵ a.gl.O., Nr. 630
- ¹⁶ Vergl. M.E.Fischer, Zur Geschichte des einstigen Gewerbequartiers im Hammer, in Kulturstadt Olten, Weltbildverlag, Olten 2008, S. 219ff.
- ¹⁷ StAO, GA 18.07.02, Grundbuch 1825, Bd. B, Nr. 557 a-e
- ¹⁸ a.gl.O., Nr. 1106
- ¹⁹ Vergl. M.E.Fischer, Zur Bebauungsgeschichte der Schützenmatt, ONJBl. 1984
- ²⁰ StAO, GA 18.07.01, Grundbuch 1825, Bd. A, Nr. 498
- ²¹ StAO, GA 18.07.06, Kataster 1873, S. 68
- ²² Angaben lt. eingelegtem Blatt in StAO, PA B 05.19, Hausbuch 1876–1899 | ²³ gefarbte = farbige
- ²⁴ StAO, GA 18.07.06, Kataster 1873, S. 51
- ²⁵ Vergl. M.E.Fischer, Zur Geschichte der städtischen Trinkwasserversorgung in Olten, Werden und Wachsen einer Kleinstadt, Walter Verlag, Olten 1987, S. 98ff.
- ²⁶ lt. Bericht im Oltner Wochenblatt vom 10. April 1869
- ²⁷ StAO, GA 18.07.06, Kataster 1873, S. 42